

(Nachdruck verboten.)

147

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Behauptete jemand, daß er Nejer, je vergaß, wer er war, und sich in irgend einen schiefen Handel mit wüsten Bechern einließ, so lag derselbe! Aber... all diese Zufälligkeiten, die ihm begegnet waren, und zwar fast in jedem Hafen, mit Ausnahme des einen von Taganrog, wo sie, wie gesagt, dreißig Berst vor der... Ja, wie zäh und schleimig und überriechend und feicht das asowsche Fahrwasser auch war, — dort oben existierte doch der einzige Hafen, dem er jemals mit heiler Haut entkommen war; er sparte damals die Feuer von sieben Monaten zusammen und machte Pläne von Renten und von einem Conto, den er sich daheim wollte eröffnen lassen...

Es läßt sich auch nicht leugnen, daß es nicht länger bloß die Spanierin von der Felude zu Barcelona war, die seine Gedanken beschäftigte. Im Gegenteil, und daß muß man offen bekennen, bei aller sonstigen Festigkeit des Charakters hatte Nejer seine — wohl von der Familie ererbten und anerzogenen — sentimentalen Seiten, in Folge deren in jedem neuen Hafen eine neue Liebe ihn aufauerte, ihn übersiel wie Masern, und zwar mit einem, wie der Arzt sagen würde, alles eher dem milden Verlauf. Das entstand, wie in Barcelona, aus den unerwartetsten und zufälligsten Anlässen, kaum daß sie im Hafen eingelaufen waren oder gerade während sie ausliefen, durch einen Blick nach einem Balkonfenster oder während eines Handels in einem Gefrorenenladen, immer gleich rasch und gleich heftig. In Odessa sah er gerade am letzten Abend die schlante, mondcheinbleiche Marianka auf ihrem Pferde den Circus durchfliegen; in Malaga kürzlich, wo sie ihren Klüberbaum einer Weinschenke sozusagen zur Thür hineinsteckten, war es ein kleiner schwarzer Kraustopf, der ihn vom ersten Augenblick an in Zieber versetzte und ihn, obwohl er selbst einjah, wie dumm es war, halbe Tage lang darüber grübeln ließ, ob er nicht lieber um sie werben und Spanier werden solle... Na, damals griff der Steuermann noch zu rechter Zeit ein! Aber jedesmal litt er noch mindestens einen Monat an einem unermeßlichen Druck und an Melancholie; es schien ihm, als sei es nicht mehr der Mühe wert, zu leben, als gäbe es nichts, wofür man arbeiten möchte; alles war grau in grau... schwarz in schwarz; er war kaum im Stande, den Mund zu öffnen und den Leuten zu antworten... Wenn die Weiber nur keine Augen gehabt hätten, — zum mindesten nicht schwarze, wie die am Mittelmeere! Droben in Taganrog... da hatte er einen Stör gefischt! — Es war immer eine Erleichterung, an diesen Ort zu denken...

Schwarze Augen — die blauen gar nicht! — hatten stets eine eigentümliche Kraft gehabt, ihm den Kopf zu verdrehen; er sah das ganz genau ein, während er auf der Pertleine des Klüberbaums stand.

Das einzige, worauf er mit einiger Genugthuung zurückblickte, war die Ausdauer oder die angeborene Fußliche Hartnäckigkeit, welche er daran gesetzt hatte, alle Schiffsarbeit zu erlernen: er wurde aber auch schon zu den künftigen Matrosen und Marsgasten gerechnet, — so gut wie irgend ein vollbefahrener!

Er war nun auch nicht mehr derselbe, welcher in Bergen droben mit der rotbemalten, gewaltigen Mauertrunke an Bord gekommen. Der Leichtmatrose, welche da auf dem Klüberbaum ritt und dabei also räsonnierte, war zwar noch ein wenig dünn und lang, aber von ungewöhnlich kühnem, mancher würde in Anbetracht der starken Nase sagen, von „drauf los gehendem“ Aussehen.

Was heute draußen auf dem Klüberbaum seine Gedanken so in Bewegung gesetzt hatte, war der letzte Brief aus der Heimat... Vielen, schrieb die Mutter, scheint es nun öde im Bygd, seitdem kein Fuß mehr auf Hammernäs wohnt!

7.

Fast zwei Jahre war der „Alert“ im Mittelmeer umhergefahren, als der Kapitän einen glücklichen Frachtabschluß

nach Veracruz benötigte und zum Handel mit Amerika überging. In Honduras und Rio del Norte brachten sie viele Wochen bei versengender Gluthitze, gequält von Mosquitos, unter Sambos, Nestigen und Indianern zu und nahmen Mahagoni- und Blauholz ein.

Nejer hatte sich schon satt gesehen an all den Farbigen und den mexikanischen Vieh- und Pferdetreibern, deren stumpfe Gesichter von all dem Pfeffer und den Bohnen, die sie aßen, förmlich flammten. Er war daher sehr zufrieden, als der „Alert“ seinen Kurs an dem lichten, lehmigen Bahamagrund entlang endlich nordwärts, gegen Montreal zu, richtete.

Als er hier ankam, hatte er beim Rechnungsabschluss die Feuer für fünf Monate zu fordern. Sein Mietkontrakt war abgelauten und er hatte sich acht Tage Bedenkzeit ausbedungen, ob er sich von neuem in die Schiffsrolle eintragen lassen wolle. Bis dahin sollte seine Kiste an Bord stehen bleiben.

Was er sich auf dem Lande als freier Mann in allem Ernst überlegen wollte, war die Wahl zwischen amerikanischem und norwegischem Handel. Er war zur See gegangen, um sich eine Zukunft zu schaffen, nicht bloß, um ein Lande anzuholen.

Kaum empfand er den festen Boden unter seinen Füßen, so überkam ihn ein fast überwältigendes Gefühl von Ungebundenheit, das Gefühl frei und sein eigener Herr zu sein. Ihm war, als sei er einem Vogelbauer entkommen, in welchem er zwei Jahre lang gesteckt!

Er betrachtete die Schilder und Aufschriften. In jede Thür, die er sah, durfte er treten, in jede Schenke, jedes Restaurant konnte er frei sich hineinsetzen. Niemand, vor dem man den Hut abziehen mußte, nichts, was einen in der Zeit beschränkte!... sich einquartieren, wo es ihm Freude machte.

Er ging seines Weges, schlüpfrig wie ein Tau, das mit grüner Seife geschmiert ist, und schlau genug, um nichts zu fürchten. Mit ungläublicher Kaltblütigkeit hatte er einen runner*) nach dem andren, die neben ihm herliefen, um ihn für ihre Schiffe, und ebenso viele Agenten, die ihn für ihre boarding-masters**) kapern wollten, zurückgeschlagen. Der Bootsmann hatte ihm zu viel von den Betrügereien und Prellereien erzählt, denen man auf dem Lande ausgesetzt sei!

„Mr. Pumps' boardinghouse“ stand aber so einladend in der Straße da, ausstaffiert wie eine Schute, mit Mast und Takelwerk, zwei Messingkanonen auf den Laffetten bei der Thür und die Flaggen aller möglichen seefahrenden Nationen auf das blaue Schild und auf die weiße Wand gemalt.

Nejer hegte Zweifel — und hätte er ihnen doch Gehör geschenkt! Aber unter unsicheren Verhältnissen überläßt man dem Zufall die Herrschaft, und da er auch die norwegischen Farben entdeckte, packte ihn die Begeisterung...

Diese stille Blonde hinter dem Zahlisch — Lizzy hieß sie — eigentümlich bleich, mit lichtigem Haar, etwas toten, milchblauen Augen, was ihrem vollkommen regelmäßigen Antlitz ein seltsam mattes Gepräge gab... mit Händen, Zähnen und, wenn sie wollte, einem Vächeln...

Sie sah hinter dem Zahlisch und führte Bücher und schrieb Rechnungen, so ernst und fix wie irgend ein Buchhalter; sie sah Nejer nicht an, ehe er nicht zu ihr kam, um etwas zu verlangen, und auch da nicht mehr, als eben nötig.

Als sie ihm aber am nächsten Tage Geld zurückgab, beugte sie sich plötzlich über den Tisch und flüsterte:

„Ich bemerke, Sie sind von besserer Familie; schaffen Sie sich einen Biberhut an und gehen Sie lieber in das innere Speisezimmer... dorthin kommen zumeist Schiffs-offiziere.“

Sie wendete sich hastig von ihm ab, als fühle sie, daß sie beobachtet werden könnte...

Etwas später trat sie selbst mit einem Brett, auf dem sie Kuchen und eine Flasche Porter trug, zu seinem Tische.

*) Die runners sind Agenten, welche in den amerikanischen Häfen Matrosen für Schiffe werben und sich dabei aller möglichen Kniffe bedienen.

**) Boarding-master, Vorstand eines boardinghouse, in dem man Kost und Quartier erhält.

„Kaufen Sie Ihre Kleider nicht hier, Sie werden da nur in die Höhe geschraubt . . . sondern bei Simpson u. Comp., quer über der Straße . . . jedoch bezahlen Sie nicht — lassen Sie die Rechnung mir senden . . .“

Sie verschwand wieder, allein als Rejer aus dem Restaurant ging, veräumte er nicht, ihr einen Blick zuzuwenden, der so viel bedeutete wie „Danke, Jungfrau!“

Bei Simpson u. Compagnie versah er sich mit allem, was er brauchte.

Als er am nächsten Tag Miß Lizzy um die Rechnung fragte, antwortete sie, dieselbe sei sehr mäßig gewesen, so daß sie sie bezahlt und für Rejer notiert habe; sie habe nun aber zu viel zu thun, um dieselbe herauszuschreiben — es wäre denn, er verlangte es ausdrücklich, fügte sie lächelnd bei.

Nein, das verlangte Rejer nicht! Sie war merkwürdig anziehend und fein, wie ihm schien. So dankte er ihr denn und bedauerte nur, ihr keinen Gegendienst leisten zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Endlich war die Zeit gekommen, da sich alle Kulturstaaten der Erde von der abscheulichen Ungerechtigkeit überzeugt hatten. Eine internationale Konferenz tagte wieder in Haag, und das dort immer noch vorhandene, weil gänzlich vergessene Schiedsgericht wurde nach den Beschlüssen der Konferenz in ein Reisebureau verwandelt, das die wichtige Aufgabe hatte, die verlangten Rundreisebillets auszustellen und nach Möglichkeit den Weltverkehr zu regeln, um Ueberfüllung an der einen, Entblößung an der andren Stelle zu vermeiden. So war denn nach heißen Kämpfen das ruchlose Ausnahmefesetz beseitigt, diese Hof-Gesinde-Ordnung, die eine ganze zahlreiche Klasse von Staats- und Ueberstaatsbürgern von dem Rechte der Freizügigkeit ausschloß.

Ich merke eben, daß ich in der taunligen Freude über diesen strahlenden Zukunftsfieg der menschlichen Kultur ganz vergessen habe, meinen an Ordnung gewöhnten Lesern mitzuteilen, wovon ich denn rede. Aber eine Ahnung wird es Euch bereits gesagt haben, daß es sich um nichts Geringeres handelt als um die Freizügigkeit der Regierenden. Ihr alle werdet mit mir von der tiefen Ungerechtigkeit überzeugt sein, die leider heute noch die Civilisation verdunkelt: daß zwar jeder Proletarier seine Hände in allen Ländern anbieten darf, daß es keinen Handelsmann verzwehrt wird, wenn er sein Geschäft von London nach Paris verlegen will, gleichwie auch die harmlosesten Majoratsbesitzer berechtigt sind, ganz nach freier Wahl ihre Liebe auf den Fluren von Berlin, Budapest oder Neapel zu suchen — daß hingegen unsere Regierungen an die Scholle gebannt sind und dort herrschen müssen, wohin sie der blinde Zufall der Geburt verschlagen. Wer das Geschäft auf den Thron von Bulgarien bestete, der muß dort sein Lebenslang herrschen, wenn er nicht gerade von seinem liebenden Volk davongejagt wird, aber er gewinnt auch in diesem günstigsten Falle nicht die Möglichkeit, als Papst im Vatikan die Christenheit oder in Washington die Dollars zu beherrschen; nicht einmal in Neuz-Greuz-Lobenstein darf er eine Gastrolle von Gottes Gnaden geben, die weil dort nun einmal die Heirliche angestammt sind. Und wie die Fürsten und Präsidenten in unlösbarer, langweiliger Ehe immer mit demselben Volke leben müssen, so können jetzt auch die Minister nicht heute in Dresden, morgen in Wien und übermorgen in Bukarest die Geschicke des Landes glorreich leiten, sie sind verurteilt, immer im gleichen Lande zu bleiben und sich redlich aber trift zu nähren. Selbst Phil Eulenburg, der Votschafter in Wien, der einen schönen Vorklang der besseren Zukunft insofern darstellt, als er schon heute seine Sängerschmerzen rastlos von Ort zu Ort trägt, bleibt doch immer deutscher Votschafter in Wien und kann niemals französischer Votschafter in Konstantinopel werden. So hingen unsere Regierenden noch am Anfang des 20. Jahrhunderts an Ketten, allein ausgeschlossen von dem heiligen Menschenrecht der Freizügigkeit. Wie beneideten sie den russisch-polnischen Arbeiter, der in Westfalen Kohlen graben durfte, wie den Italiener, der in Throl Straßen baute, oder gar den chineesischen Kuli, der in Kalifornien frondete!

Die Erregung und Erbitterung der regierenden Kreise über diesen barbarischen Zustand nahm von Jahr zu Jahr zu. Und da es auch den weise und gerecht regierten Völkern allmählich aufdämmerte, wie übe es sei, immer über denselben Monarchen und denselben Minister zu lachen und zu schimpfen, so willigten auch sie freudig ein. Als es endlich der stramm organisierten Gottes-Gnaden-Internationale gelang, auf jenem anfangs erwähnten Kongreß das Recht der Freizügigkeit zu erwirken, da giug ein Ausatmen der Erlösung durch die befreite Welt. Nun endlich konnte jeder regieren, wo er wollte! Jeder Fürst und Minister schloß seine Offerten nach dem Haager Regierungs-Tausch und Wechselbureau, desgleichen ankerten die Völker ihre Wünsche, und im Haag wurde dann in prompter und entgegenkommender Weise der Regierungsverkehr geregelt. Im allgemeinen hielt man darauf, daß achtstägige, beiderseitige Rüdlichungsfristern eingehalten würden, damit sich sowohl

die Regierenden wie die Regierten einigermaßen auf den Wechsel vorbereiten könnten.

Niemand war über die neue Einrichtung feiger, als der gute Graf Bülow, der immer noch als deutscher Reichskanzler ein bescheidenes, aber auskömmliches Dasein führte. Da seine Reden und Gedanken längst jeder Deutsche kannte, weigerte sich seit einiger Zeit sogar die Redaktion des „Reichsanzeigers“ sie abzurufen, weil ihm damit auch die beiden letzten Abonnenten untreu geworden wären. Die amtlichen Stenographen des Reichstags hatten erst mittels eines Streiks durchgesetzt, daß sie nicht mehr gehalten sein sollten, seine parlamentarischen Reden zu stenographieren, da man ihnen nicht zumuten könne, wie faulen Schulbuben, zur Strafe denselben Satz hundertmal niederzuschreiben. Man bequigte sich längst einfach damit, zu notieren: Reichskanzler Graf Bülow hielt seine erste, zweite oder dritte Rede. Noch bequemer hatte man es mit dem langen Möller, bei dem lediglich vermerkt wurde: Minister Möller hielt seine Rede.

War Graf Bülow schon durch dieses abgekürzte Verfahren für Deutschland einigermaßen amtsüüde geworden, so verdroß es ihn ganz besonders, daß er trotz seines Jahre langen Suchens immer noch nicht seine geliebte mittlere Linie gefunden hatte. Was Wunder also, daß er, sobald das Weltgesetz der regierenden Freizügigkeit verkündet war, schnurstraks nach dem Aequator reiste, wo gerade ein schwarzer Häuppling seine getreuen Unterthanen verlassen hatte, um die Regierung über die durch die Erdage vereinigten Königreiche Nord-Süd-Polarien zu übernehmen. Da hatte nun Graf Bülow endlich die mittlere Linie, sogar der Erdkugel, erreicht. Und auch sonst säüirte er von Erfolg zu Erfolg. Als er seine erste Ansprache an seine Regier hielt, und zwar über das Thema: „Goethe, Bismarck, Karl Marx und Jh“ — da waren seine neuen Unterthanen so entzückt, daß sie die Gültenssteuer freiwillig verdoppelten. Nachdem er seine Rede über die „mittlere Linie“ beendet, waren die sämtlichen Frauen so begeistert, daß sie von ihm geheiratet zu werden wünschten. Endlich nach seinem Vortrag über „das weiche Herz und die harte Hand“ waren die Braven derart berauscht, daß sie fünfhundert gutgenährte Kinder brieten und ihm zum Diner spendeten. Jezu Jahre lang konnte hier Graf Bülow herrschen und reden, ohne daß sie sich gegenseitig überdrüssig wurden; denn da die Schwarzen kein Wort deutsch verstanden, glaubten sie, jedesmal etwas Neues zu hören, und sie bewunderten ihren Bülow grenzenlos. Ueberdies gebrachte er manchmal auch die Vorsicht, statt über „Goethe, Bismarck, Karl Marx und Jh“ über „Raphael, Beethoven, Bismarck, Rossini und Jh“ zu sprechen, ohne natürlich außer den Namen ein Wort zu ändern.

Von den sonstigen Vnderungen kann ich wegen Raummanuels nur ein paar andeuten. Daß der Britenkönig zunächst die Regierung über Monte Carlo und dann über die Türkei übernahm, ist selbstverständlich. Chamberlain besorgte die Verwaltung der Fidschi-Insel, kam aber elendiglich um; er wurde von den Unterthanen zerstückelt, als er versuchte, ihnen die Menschenfresserei zu verbieten. Nicht einmal die Ehre erwiesen sie ihm, ihn selbst zu verpeien. Der König von Serbien wurde Minister in Indien; als er aber wahrnahm, daß er sich im Jertum befand, als er glaubte, daß dort kinderlose Ehefrauen verbrannt würden, wurde er Präsident von Frankreich und ein Jahr darauf auch — Vater. Der östreichische Minister Körber, der sich besonders auf die Behandlung der Nationalitäten verstand, konnte bereits nach einem Jahre konstatieren, daß er nicht weniger als 300 Völkerschaften regiert habe, mit den meisten wurde er an einem Tage fertig. Der Papst hatte mit dem Kaiser von China getauscht, als aber die Kaiserin Tante durchaus mit in den Vatikan eindringen wollte, wurde das Geschäft rückgängig gemacht. Die Kaiserin Tante wurde dadurch ein wenig besänftigt, daß man sie stellvertretend neun Monate in Holland regieren ließ.

Besonders vergnüglich giug es in Frankreich her. Da vergiug kaum eine Woche, ohne daß das Volk mit einer neuen Regierung und Regierungsform gesegnet wurde: konservative, liberale, radikale, liberale Minister wechselten in bunter Weise ab. Es gab Kaiserreiche, Königttümer, Sultanate und Anarchien. Eine Periode lang regierten hintereinander sämtliche deutschen Bundesfürsten, deren jeder seine heimische, historisch gewordene Verfassung mit sich brachte. Kurz, es fehlte diesem glücklichen Lande niemals an Abwechslung.

Und dennoch führte diese segensreiche freie Konkurrenz der Regierenden, die ein lustiges, buntes, wenn auch ein wenig konfüies Paradies auf Erden geschaffen hatte, schließlich zu einer erschütternden Katastrophe, wie sie in solcher Wucht die Weltgeschichte noch nicht zu verzeichnen hatte.

Das kam so: Eines Tages verbreitete sich in allen fünf Erdteilen die unerhörte Kunde, daß in Berlin die erste Straßenbahn über die Straße „Unter den Linden“ geführt sei. Eine grenzenlose Sehnsucht nach Deutschland ergriff ob dieser Märchenkunde die gesamte regierende Gesellschaft. Hatte man bisher nur mit Mühe die notwendige Zahl von Ministern in Deutschland aufbringen können, so riß sich jetzt alles, um die Ehre, in Berlin zu regieren.

Nach zwei Tagen bereits erschien der Zar in der Reichshauptstadt, begleitet von einem Regiment Kosaken. Weil durch die Leitungsbahre der Straßenbahn das Leben Väterchens bedroht schien, besah der Zar die Dinger sämtlich abzureihen. Als nun die Straßenwagen trotz des Befehls des Zaren nicht von der Stelle kamen, erklärte er wütend mit seinen Kosaken das Direktions-

gebäude, und, nachdem er am Schreibtisch noch schnell eines seiner jetzt täglich erscheinenden Friedensmanifeste entworfen, wurden die schuldigen Personen an der nächsten Haltestelle aufgehängt; alle Kutscher und Führer wurden umgehend nach Gumbinnen zur Aburteilung deportiert.

Sodann ging es zum „Vorwärts“. Man muß wissen, daß das zur Mumie eingetragene Centralorgan der deutschen Socialdemokratie immer noch stark und fest an den socialistisch-marxistischen Dogmen hing. All' den schnell wechselnden bürgerlichen Regierungen gegenüber trat er in schroffer Härte gegenüber und selbst als einen Monat lang einmal Douhet, Waldeck-Rousseau und Kooferstein Deutschland als bürgerliche Republik regierten, verhartete das Blatt in greisenhafter Negation. Natürlich hatte es kaum ein halbes Duzend Abonnenten noch und niemand nahm den „Vorwärts“ ernst. Ganz anders war es der national-socialen „Hilfe auf Zeit“ ergangen, die jetzt dank ihrer klugen, nie verzagenden Taktik zur vorzeitigen Zeitung Berlins geworden war. Mochte regieren wer wollte, mochte in Deutschland die Republik, das absolute Königium, ein Wahl-Kaiserreich proklamiert sein, mochte ein liberal-industrielles, ein agrarisch-konservatives, ein protestantisches oder katholisches, ein socialreformerisches oder gewaltkapitalistisches Regiment herrschen, immer zeigte Herr Raumann, daß aller Fortschritt der Entwicklung davon abhängt, daß die Parteien das Ohr der regierenden Persönlichkeiten gewinnen, welche letztere naturnotwendig die Träger und Schöpfer der Zukunft seien. So begrüßte die „Hilfe auf Zeit“ die Ankunft und die Regierungsübernahme des Zaren mit einer unendlich tiefen Jubelbetrachtung, in der nachgewiesen wurde, daß die Ermöglichung demokratischer, nationaler und socialer Reformen seit jeher die Schicksalsbestimmung der Romanows sei.

Genau das Gegenteil that der „Vorwärts“. Unfähig, sich den Verhältnissen anzupassen, sich in die neue Zeit zu schiden, brachte er einen Heerartikel gegen den Zaren und protestierte unter dem Aufwand aller uralten Phrasen gegen seine Regierung. Wollte der Friedenszar endlich Ordnung schaffen in Deutschland, so konnte er solch Unwesen nicht länger dulden. Darum stieg er trotz der großen Lebensgefahr mutig die steile, stodunkle Stein-treppe zur Redaktion des socialdemokratischen Centralorgans höchstselbst empor; die Kosaken folgten. Die Redacteurs konsertierten gerade, um einen neuen Gisterguß festzustellen. Wäckerden lächelte herablassend, drückte jedem der Schmierfinken die ihm gehörige Scheere in die Hand, und unter gütiger Nachhilfe der getreuen Kosaken mußten sie sich sämtlich die Stehtragen und die Hälse durch-schneiden. Dann wurde der Seheraal samt lebendem und totem Personal in Brand gesteckt und die Maschinen zertrümmert. Die Kosaken schrien Hurra, und der Zar begab sich nach diesen ersten glänzenden verlaufenen Regierungshandlungen im Triumph zum Schloß.

Aber wach ein Aublick bot sich hier!
Der ganze Schloßhof, alle Säle wimmelten von Kaiser, Königen, Präsidenten, Ministern. Selbst der alte Bülow war wieder gekommen und hielt eine Rede über „Festles, Laotie, Bismarck und Ich“. Jeder erklärte, unter allen Umständen Deutschland regieren zu müssen.

Der Zar schraubte in sein seidenes, goldgesticktes Taschentuch Hut und erklärte, er sei zuerst gekommen, er allein sei berechtigt, die Herrschaft zu übernehmen. „Wir haben alle gleiche Rechte“ — erklärte kategorisch Alfonso von Spanien. „Das werden wir sehen“, schrieb der Zar. Dann schickte er ein zornvolles Telegramm an das Hooger Bureau: „Was das für eine Dummelei wäre, ob sie nicht Ordnung halten könnten. Umgehende Entfernung der Konkurrenten sei ihre Pflicht.“ Die Antwort aus dem Haag lautete: „Nichts zu machen! Alle Einwendungen waren vergeblich. Jeder wollte nach Berlin. Wir lehnen die Verantwortung ab und haben uns soeben aufgelöst.“

Da winkte der Zar seinen Kosaken. Aber auch die andren Bewerber hatten zufällig ihre Leibregimenter bei sich. Es kam zur Schlacht. Nach vier Minuten war alles still. . .

Das war der Fluch der Freizügigkeit und der Straßenbahn Unter den Linden!

Die Geschichte meldet bis zum Redaktionschlusse nicht, wie die Menschheit das Schicksal ertrug. . .

Joc.

Der gegenwärtige Stand der Descendenzlehre

lautete das Thema, über welches am Donnerstag in der 73. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte (Sitzung der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe) drei Vorträge gehalten wurden.

Descendenzlehre heißt in deutsch: Abstammungslehre und man bezeichnet mit diesem Namen die Lehre, nach welcher alles Leben auf Erden sich allmählich aus einfacheren und einfacheren Urformen entwickelt hat. Die Erde hat sich vor Millionen und Milliarden, vielleicht auch vor Billionen und Trillionen von Jahren als gasige, glühende Masse von der Sonne losgelöst und umkreist seitdem das mütterliche Gestirn; allmählich erkaltend wurde die Erde an der Oberfläche flüssig, doch blieb sie noch Zehntausende hindurch glühend, so daß für irgend welches Leben auf ihr nicht Platz war. Aber die Erstarrung schritt weiter vor, es bildete sich die harie Rinde, von welcher die Erde heute umgeben ist, und welche

die Bedingungen für das bunte Leben darbot, das wir heute auf unserem Planeten wahrnehmen.

Wie es möglich war, daß Leben sich entwickeln konnte, wo ehemals kein Leben, ist heute noch eine unge löste Frage; noch haben wir niemals beobachtet können, daß aus unbelebtem Stoffe unter irgend welchen Bedingungen belebter Stoff wurde, und solange es nicht gelingt, ein einfaches Lebewesen aus nicht lebendem Stoff zu schaffen, so lange liegt hier ein nicht streng bewiesener Punkt der Entwicklungslehre vor, eine bloße Annahme oder Vermutung, kein strenger Beweis.

Aber nicht über diesen Punkt unterhielten sich die Naturforscher. Die Thatsache des Lebens ist ja vorhanden, und die Descendenz- oder Entwicklungslehre behauptet nur, daß die ersten lebenden Wesen auf Erden nur einfache Zellen, mikroskopisch kleine Klümpchen lebender Substanz von einfachstem Bau, gewesen seien. Ganz allmählich haben sich die Nachkommen dieser Zellen — sie pflanzten sich zunächst durch einfache Teilung fort — zu mehrzelligen und höheren Wesen entwickelt, bis die heutige an den buntesten Formen und Farben so reiche, vielgestaltige Pflanzen- und Tierwelt entstanden sei. Auch der stolze Mensch, die Krone der Schöpfung, muß sich in diese Reihe einordnen; seine Vorfahren sind bei niederen Gattungen zu suchen, vielleicht bei den Affen, vielleicht bei ausgestorbenen Arten, von denen sich auch die jetzt lebenden Affen entwickelten.

Diese Lehre ist etwa hundert Jahre alt; doch wurde sie in der Wissenschaft vor hundert Jahren abgethan und durch die Beschlässe gelehrter Akademiker für endgültig überwunden und für immer begraben erklärt. Aber auf wissenschaftliche Theorien haben Mehrheitsbeschlässe keinen Einfluß, wenigstens keinen dauernden. So konnte auch der Entwicklungsgebanke nicht tot sein, sondern die Thatsachen, welche die Forscher fanden, die Versteinerungen untergegangener Arten, die aus der Erde gegraben wurden, die Umbildungen, welche man künstlich bei der Züchtung von Tieren und Pflanzen erhielt, und vieles andre zwangen gerade die einbringendsten Forscher immer wieder, zu dem Gedanken der Entwicklung zurückzukehren. Und es kam die Zeit, wo die Thatsachen eine so deutliche Sprache redeten, daß sich niemand mehr der Entwicklungslehre entgegenzustellen vermochte.

Unter allen Forschern ragt der Name von Charles Darwin hervor, durch dessen Arbeiten die Entwicklungslehre mit einem ungeheuren Material von Thatsachen gestützt und bewiesen wurde. Sein grundlegendes Werk erschien im Jahre 1859, und es giebt nicht einen Zweig der Naturwissenschaft, der in den vier Jahrzehnten, welche seitdem verflossen sind, nicht die stärksten Anregungen aus dieser Lehre empfangen hat. Deshalb ist der Name Darwin für immer mit der Entwicklungslehre verbunden, und die beiden Worte Darwinismus und Entwicklungslehre sind im Bewußtsein des Volkes zu ein und demselben Begriff verbunden. Aber Darwin leistete noch ein Weiteres. Er legte sich die Frage nach dem Mechanismus der Entwicklung vor, die Frage nach dem Warum einer Abänderung der Arten und nach dem Grunde der schönen Zweckmäßigkeit, die man an den Organen so vieler Lebewesen findet. Er glaubte auch hierauf eine Antwort zu finden in seiner Lehre von der sogenannten natürlichen Zuchtwahl. Wenn die Menschen besondere Formen von Tieren und Pflanzen erzielen wollen, z. B. eine reinweißliche Art von Schafen, so bringen sie aus ihrer Zucht nur die geeignetsten, hier also die mit der feinsten Wolle ausgestatteten zur Nachzucht, und erhalten so schon nach wenigen Generationen das gewünschte Resultat. Einen ähnlichen Vorgang stellte sich Darwin in der Natur vor; nur diejenigen Individuen kommen zur Fortpflanzung, welche für ihre Lebensbedingungen gut ausgerüstet sind, oder unglücklichen Bedingungen sich anzupassen vermögen, die andren gehen zu Grunde. Deshalb muß im Lauf der Zeiten eine Umbildung der Lebewesen und eine Anpassung ihrer Organe an die vorhandenen Bedingungen erfolgen.

Diese Lehre, welche einige Jahrzehnte hindurch eine fast unbestrittene Geltung hatte, gilt heute bei vielen Vertretern der Wissenschaft für nicht ausreichend zur Erklärung der Thatsachen; manche halten sie geradezu für falsch und wollen sie gänzlich beseitigt wissen. Auf diesem letzteren Boden steht z. B. Prof. de Bries aus Amsterdam, der den ersten der drei erwähnten Vorträge hielt: Ueber Mutationen und Mutationsperioden bei der Entstehung der Arten. Er glaubt, daß die natürliche Zuchtwahl so lange Zeiträume für das Leben auf Erden braucht, wie in Wirklichkeit nicht vorhanden sind. Bei den langsamen Aenderungen, welche hier vorausgesetzt werden, müßten Tausende von Millionen von Jahren vergehen, ehe die Formen sich so umgeändert haben könnten, wie wir sie jetzt vor uns sehen. Das Leben auf der Erde kann aber nach Berechnungen von Lord Kelvin kaum älter als 24 Millionen Jahre sein, und dieser Zeitraum erscheint für das Wirken der natürlichen Zuchtwahl zu kurz. Deshalb nimmt de Bries plötzliche, stoßweise Veränderungen der Arten an, so daß ganz plötzlich eine neue Art entstehen kann. Eine solche Veränderung bezeichnet er lateinisch als Mutation. Solche durch Mutation, durch plötzliche Veränderung entstandener Arten sind ebenso dauerhaft, wie die Mutterart und können neben dieser und andren aus derselben Mutterart hervorgegangenen sehr wohl bestehen. Die Beständigkeit der Arten, die wir wahrnehmen, zeigt uns, daß Arten Jahrhunderte und selbst Jahrtausende lang unverändert verharren können; so finden wir Plattenformen bei den Mummien in den Pyramiden dargestellt, die

wir heute noch genau so haben, die 4000—6000 Jahre hindurch keine Veränderung erlitten; deshalb nimmt de Vries an, daß die Arten zu irgend welchen Zeiten einmal Perioden rascher Veränderungen erleiden, zwischen denen dann Perioden der Dauer, des Stillstandes sich befinden. 6000 solcher Mutationsperioden reichen seiner Meinung nach aus, die bunte Mannigfaltigkeit der gegenwärtigen Formen zu erklären. Auch heute müssen wohl Formen existieren, die sich in einer Mutationsperiode befinden. De Vries hat in einer aus Amerika eingeführten großblumigen Nachterzge eine solche Pflanze entdeckt. Sie bringt jährlich eine Reihe neuer Formen hervor, die sich ohne weitere Veränderung, aber auch ohne Rückschlag zur Mutterart in längeren Reihen von Generationen erhalten.

Auf ähnlichem Boden wie de Vries steht Prof. Koken aus Tübingen, der den zweiten Vortrag hielt: Descendenzlehre und Paläontologie. Gerade die Paläontologie (Wissenschaft von den früheren Zuständen der Erde) hat die stärksten Stützen der Entwicklungslehre geliefert. Koken kann sich natürlich nicht der Einsicht verschließen, daß sich an diesem Zustand der Dinge auch nicht das geringste geändert hat; überall erkennen wir in den Versteinerungen der auf einander folgenden Schichten einen deutlichen Zusammenhang, so daß gar nicht daran zu denken ist, den Gedanken der Descendenz aufzugeben. Gerade die Paläontologie ist durch ihn außerordentlich befruchtet worden und wird ihm mit Vorteil auch weiter festhalten. Aber die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl, meint Koken, bestreite sich nicht; vor allem fehlen die Zwischenformen zwischen zahlreichen Gruppen, und man könne nicht annehmen, daß die Reste aller dieser Zwischenformen zu Grunde gegangen seien.

Aber nicht alle Forscher sind der Meinung, daß die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl vollständig zu verwerfen sei. Der dritte Vortragende, Prof. Ziegler aus Jena, der über den gegenwärtigen Stand der Descendenzlehre in der Zoologie sprach, betonte sehr nachdrücklich, daß es sich nur darum handeln könne, der Theorie von der natürlichen Zuchtwahl weitere oder engere Grenzen zu ziehen, ihr eine größere oder geringere Bedeutung in der Entwicklung der Arten einzuräumen. Bei Eigenschaften, welche für die Erhaltung der Art von ganz besonderer Wichtigkeit sind, ist eine Zuchtwahl der Natur jedenfalls wirksam. Auch der zweckmäßige Bau der Organe bei vielen Lebewesen läßt sich eben nur durch die Zuchtwahl, nicht durch die stoßweisen Mutationen erklären.

So ist die Wissenschaft an der Arbeit, in weiterem Fortschritt das Werk Darwins nicht niederzureißen, sondern auszubauen. Das ist ja auch selbstverständlich; kann doch jede folgende Generation von Forschern die Arbeit ihrer unmittelbaren Vorgänger am allerwenigsten entbehren. Diese Arbeit liefert vielmehr das Material, auf dem die neuen Geschlechter fußen, um die Erkenntnis weiter zu fördern. — Bt.

Kleines Feuilleton.

th. Heilige Ehe. In diesem Augenblick kam das Mädchen mit dem Dessert herein; zierlich und gewandt präsentierte sie den Damen die süße Speise.

„Ah, Chokoladenspeise!“ Die junge Lehrerin klatschte in die Hände, „da nehme ich ein großes Stück, die esse ich gar zu gern.“

„Sie sieht auch delikate aus“, rühmte Frau Wolter.

„Und schmeckt großartig!“ Ihre Nachbarin schnalzte mit der Zunge. Die andern lachten.

„Wenn Frau Käthin es sagt, muß es ja wahr sein.“ Frau Käthin galt als eine Kennerin.

„Aber sie ist auch wirklich prächtig“, sagte die Kaufmannsfrau. Die übrigen stimmten bei, es hatte jetzt jeder sein Teil genommen.

„Freut mich zu hören“, sagte die Hausfrau. Sie hatte am Büffett herumhantiert, jetzt gab sie dem Mädchen einen Wink sich zu entfernen und kam an den Tisch zurück. „Na, schmeckt es Ihnen? Es ist silddeutsche Art, ein ganz neues Rezept, ich habe es von Frau Weinberg.“

„Es ist sehr pikant“, nickte die Käthin. „Sie müssen mir das Rezept auch geben, es ist wohl auch viel Vanille drin? Sie hätte ihre gastronomischen Studien offenbar noch weiter fortgesetzt, aber die Kaufmannsfrau rief: „Ach, haben Sie Frau Weinberg gesehen? Wie geht es ihr denn eigentlich?“

„Gestern war sie hier“, sagte die Hausfrau, „wie es ihr geht? Gut natürlich, bis auf ihren Mann.“

„Ach, ist das noch die alte Sache?“ Die Käthin zuckte die Achseln, „nun könnte sie sich drin gefunden haben.“

Frau Wolter sah zu der Lehrerin hinüber: „Der Mann ist nämlich 'n bißchen niedlich, wissen Sie, pouffiert an allen Ecken und Enden.“

„Das ist ja schrecklich für die Frau!“ meinte das junge Mädchen. „Na, ja angenehm ist es nicht gerade, aber solches Aufheben braucht sie doch nicht davon zu machen, nicht wahr?“ Die Hausfrau sah die andern an und lächelte etwas. „Jetzt will sie sich sogar scheiden lassen von ihm, er hat nämlich 'n Techtelmechtel mit solcher kleinen Choristin.“

„Scheiden lassen, warum? Blödsinn!“ jagte die Käthin.

„Na, erlauben Sie mal!“ Die Lehrerin richtete sich lebhaft empor: „Das ist doch kein Blödsinn. Wenn der Mann untreu ist,

was soll denn die Frau da noch bei ihm? Sie würde sich höchstens entwürdigen, wenn sie bliebe!“

„Na ja, Sie!“ — Die Kaufmannsfrau zog ein etwas mitleidiges Gesicht — „Sie haben noch Ihre Ideale.“

„Ja solch junges Blut.“ Die Käthin nickte gömmerhaft.

„Idealen haben wir auch gehabt!“ Frau Wolter lachte auf. „Scheiden lassen, wenn der Mann mit 'ner andren pouffiert, da mühten sich viele scheiden lassen!“

„Das thut überhaupt jeder Mann mal!“ belehrte die Hausfrau. „Na ja, mal! Dann will ich auch noch nichts sagen, so eine kleine Verirrung verzeiht man natürlich.“

„Ach Fräulein, und wenn sie sich öfter verirren, verzeiht man's auch.“

„Na natürlich“, sagte Frau Wolter, „immer laßt sie laufen, ich sage auch: wenn mein Mann sich amüsieren will, kann er's haben, immer lauf er man, wenn sein Leibgericht gelockt ist, kommt er doch zu mir.“

„Zum Leibgericht?“

„Na, Sie brauchen das gar nicht so aufzumachen, Fräulein!“ Die Käthin warf der Lehrerin einen empörten Blick zu. „Das ist noch nicht die schlechteste Grundlage für 'ne Ehe, wenn der Mann sich sagt: „Meine Alte lockt am besten.““

„Vom Geist alleine wird man nicht fett“, stichelte Frau Wolter. Es war ein pikierter Ton in die Unterhaltung gekommen. Die Hausfrau suchte zu beschwichtigen: „So hat es Fräulein aber doch gar nicht gemeint!“

„Nein, wir sprechen doch eigentlich auch von den ungetreuen Ehemännern!“ Die Kaufmannsfrau kam ihr zu Hilfe. „Sehen Sie, Fräulein, Sie können es mir glauben, untreu wird jeder Ehemann mal, da thut 'ne vernünftige Frau denn einfach, als sieht sie es nicht.“

„Sehr richtig!“ Frau Wolter schlug auf den Tisch. „Sehr richtig, sehr richtig! Ich werde Ihnen mal was erzählen; als ich mich verheiratet habe, am Abend vor meiner Hochzeit, da hat mir meine Mutter gesagt — meine Mutter war nämlich 'ne sehr vernünftige Frau — und da hat sie also gesagt, liebes Kind, eins merke Dir, wenn Du Deinen Mann mal mit 'm Dienstmädchen triffst oder sonst was siehst, was Dir nicht gefällt, dann nimm Deine große, blaue Küchenschürze und decke sie drüber! Aber das war natürlich nur bildlich gemeint!“

„Natürlich“, sagte die Lehrerin.

Die Käthin warf ihr noch einen „Blick“ zu. „Die Frau bleibt immer die Frau.“

„Das hab ich Frau Weinberg auch gesagt“, meinte die Hausfrau, „sie ist ja totunglücklich und ich glaube ihr ja, daß sie es empfindet; man empfindet es ja schließlich doch, aber sagen Sie, scheiden lassen? Das wär doch Unfug.“

„Blödsinn“, wiederholte die Käthin und die Lehrerin bekam einen dritten „Blick“. —

„Was hat sie denn als geschiedene Frau? Wie steht sie denn da?“ jagte Frau Wolter, „ne geschiedene Frau ist immer nichts Halbes und nichts Ganzes.“

„Ach und überhaupt, was will sie denn?“

Die Kaufmannsfrau zuckte die Achseln, „sie soll sich doch nicht haben! Entzieht er ihr denn irgend etwas? Sie hat ihre schöne Wohnung, sie macht ihre Reisen, er giebt ihr doch, was sie braucht.“

„Ja, das hab' ich ihr alles vorgestellt“ — die Hausfrau nickte — „ich hab' ihr auch gesagt, sie hätte doch eigentlich 'n guten Mann, bloß, daß er so die Schwäche für andre Frauen hat. Ich wollte ja gar nichts sagen, wenn er ihr auch irgendwie Geld entzöge, oder sie sonst Not leiden siehe, dann —“

„Dann wäre sie schon eher berechtigt fortzugehen, meinen Sie?“ fragte die Lehrerin.

„Ja selbstverständlich, Fräulein“, die Käthin antwortete statt der Hausfrau — „denken Sie vielleicht, 'ne Frau soll bei einem Manne bleiben, der ihr nichts giebt? Sie haben ja schaurige Ansichten von der Ehe, aber wirklich, sehr schaurige Ansichten.“ —

Humoristisches.

— Einziger Ausweg. Die Bäuerin fährt wegen wütender Zahnschmerzen in die Stadt. „Ja, meine liebe Frau“, sagt der Arzt, als sie den Zahn gezogen haben will, „da können wir mit Ziehen nichts machen — das sind die Nerven!“ — „Jessas“, jammert sie, „na' reißen S' ma' wenigstens an' ander'n, g'funden a us! Jetzt loßt' s' Zahnen und der Dokter so viel Geld — wamm' i' da mit all' meine' Jäh'n' wieder heimkomm', bringt mi' mei' Alter um!“ —

— Im zoologischen Garten. Besucher (zum Aufseher): „... Also, Ihr Direktor hat einen Sohn bekommen? ... Da ist er wohl recht glücklich?“

Aufseher: „Na, ich sag' Ihnen, der hat sich gefreut, als wenn ein junges Nilpferd geboren worden wär!“ —

— Eingekentt. „... Schade, daß Sie Vegetarianer sind! Ich hatte Ihnen eine Wurst von meinem gestern geschlachteten Schwein zugebacht!“

„Nun, einen kleinen Versuch könnten Sie ja immerhin machen!“ —

(„Flieg. Bl.“)